

BEATRICE VON MATT

EINE STELLUNGNAHME AUS SCHWEIZERISCHER SICHT

ZU WOLFGANG HILBIG

Hilbig hat ein Stück weit Recht. Dazu eine Erinnerung: Anlässlich des Berliner Literaturpreises 1992 las der Autor aus *Ich*, seinem Vabanquespiel zwischen Persiflage und Anklage. (Der Roman erschien ein Jahr später.) Die Hauptfigur, der Stasi-Mitarbeiter genannt »Ich«, sei einer, mit dem man ein Bier trinken und über Literatur reden könne, meinte jemand aus der Runde. Die Dämonie des musischen Spitzels lag in seiner beflissenen Menschlichkeit, seinem Sinn fürs Höhere, seiner Witterung für subversive Avantgarde. Unter dem Decknamen »Cambert« überwachte er Begabungen wie »Reader«, die ihr Publikum mit repetitiven interpunktionslosen Texten begeisterten (»verführten«, sagte »Ich«). Wenn diese sich in einem unabgesicherten Sprachgelände aufhielten, so verharrte »Ich« in seinem leicht abstrakten Stil, der sich trotz poetischer Verbrämung nicht von der Diktion der Diktatur unterschied. Nicht von ihren Ansichten, sondern von ihrer Sprache her ließ der Autor seine Figur sich selber enttarnen. Das machte aus dem Text eine böse Burleske. Das Publikum schwankte zwischen Lachen und Irritation. Nachdem er seine hinreißende Vorlesung beendet hatte, stieß Hilbig auf Fragen der Jury immer wieder ein Wort hervor: »Spitzel«, »Spitzel«, »Spitzel«. Er legte den Westlern nahe, daß Leute wie »Cambert« das System unangreifbarer gemacht hätten als jeder explizite Hardliner.

Im Jahr 2000 erschien Hilbigs Roman *Provisorium*. Er bezog darin auch den Westen ein, ging ihn nicht weniger hart an als die ehemalige DDR – aber er ging ihn klischiert an. Der große Autor hatte den Osten und damit seine Kampfstätte verloren, von der Kritiker im Lauf der 90-er Jahre immer lauter bekundeten, daß sie nicht unablässig darüber lesen möchten. Insofern kann man Hilbig verstehen, der – ortlos geworden – glaubte, er müsse für den Literaturbetrieb schreiben. – Auch wenn seine wahre Tragik als Schriftsteller wohl in den politischen Umwälzungen lag, hatte Hilbig doch ein Stück weit Recht.

DIE DOGMEN DES LITERATURBETRIEBS

Denn der Literaturbetrieb neigt zu Anfällen von kollektivem Machtrausch. Plötzlich herrschende Dogmen – meistens hervorgegangen aus einer sogenannten Debatte in den größeren Feuilletons – kündigen davon: eben zum Beispiel man habe jetzt genug von DDR-Literatur, als ob es diese je als geschlossenes Phänomen gegeben hätte. Einen Film wie *Das Leben der Anderen* – die Geschichte vom tragischen Spitzel Gerd Wiesler – hat man dann aber 2007 immerhin nicht nur ausgehalten, sondern in seinem künstlerischen Wert erkannt.

Andere Dogmen der letzten zehn, fünfzehn Jahre waren: die deutschsprachige Literatur sei langweilig. Man müsse wieder erzählen wie das etwa die Angelsachsen täten. Es war damals fast riskant, eine lyrische Sprachverschwenderin wie Friederike Mayröcker zu rühmen. Oder: bis zum Überdruß konnte man vernehmen, die Schriftsteller seien außerstande, den erwarteten Berlin-Roman zu liefern. Erst Reinhard Jirgl billigte man zu, sich in diesem Genre auszuzeichnen. Matthias Zschokke, der seit bald 30 Jahren in der Stadt lebt, hat Berlin-Romane geschrieben, die als solche nie erkannt wurden. Immerhin fand *Maurice mit Huhn*, ein Berlin-Roman von 2006, mehr Resonanz als *Der dicke Dichter*, ein Berlin-Roman von 1995.

VORWURF DES UNPOLITISCHEN

Eine weitere Fable convenue: Seit geraumer Zeit grassiert die Meinung, die Literatur sei unpolitisch. Vor allem in der Schweiz bekommen Schriftstellerinnen und Schriftsteller diese immer gleiche Medienschelte zu hören. Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt hätten sich ganz anders verhalten. Sie hätten sich eingemischt und das geistige Klima aufgemischt. Meistens wird die Frage angefügt: wo gibt es hierzulande noch Köpfe wie Niklaus Meienberg einer war?

Heute hockten die Schriftsteller im Schneckenhaus und würden sich weder zu Blocher und Schweizer Volkspartei (SVP) noch zum Klima äußern. So die kursierende Journalistenmeinung. Das Politische erschöpft sich nicht im Schlagwort – doch, so banal das klingt, das ist, was von den Autoren verlangt wird: Schlagwörter für oder gegen. Meistens gegen. Man verlangt Meinungen, die sich in einem flammenden Satz zitieren lassen. Solche Sätze waren vonnöten, als noch Schweigen und Verschweigen geboten war. Als man offiziell Systeme decken mußte, wie den kalten Krieg und den Profit davon. Als Veränderungen tabu waren. Als man die Rolle

der Schweiz im zweiten Weltkrieg nur hinter vorgehaltener Hand kritisieren durfte. Als man vom Nazigold nur zwischen den Zeilen las.

Das Politische aktueller Literatur wird nicht erkannt, weil man meint, man wisse wie diese daherzukommen habe. Nämlich laut, explizit und schwarzweiß. Wenn Peter Weber im hochartistischen Roman *Die melodie-losen Jahre* die nationalen Grenzen gleichsam verflüssigt und sich in einem liquiden Europa wiederfindet, einem Europa, das am Bosphorus liegt und an der Ostsee – so hält man das für eine Schriftstellerflause, die mit der Realität nichts zu tun habe.

Oder Peter Bichsel: Er schildert eine Schweiz von unten, farbig, umfassend in seinem Werk *Kolumnen, Kolumnen* (2005). Es ist über 800 Seiten stark und präsentiert einen Schweizer Spiegel par excellence. Es handelt sich hier nicht um bloße Einzelepisoden. Durch die ständige Präsenz des Erzählers, der sich als Schriftsteller Bichsel zu erkennen gibt, wird alles zusammengehalten: in Reflexionen über das, was uns umgibt. Freilich haben wir es zugleich mit einer unvergleichlichen Detailschau zu tun. Dabei wird der Leser in die mäandrierenden Frage- und Erörterungsprozesse einbezogen. Er denkt plötzlich mit. Über die Wahlen, die das demokratische Leben störten, über die Reisemanie der Leute, die kaum etwas zu erzählen wüßten, wenn sie zurückkehren, über die Beiz als Heimat und diese wiederum als Ort der »schäbigen Gewohnheit«, über Fußballer und über Sonderlinge ... Worauf der Autor hinaus will, weiß man nie von vornherein. Oft betritt man in diesen hintersinnigen Texten auch Sperrgebiete, vergessene Winkel, verwünschtes Gelände. Dieses liegt nicht irgendwo im Exotischen. Wir gelangen vielmehr zu den nahen Dingen, den Leuten nebenan. Zum gewöhnlichen Alltag, nicht zuletzt in der Schweiz. Unter dem Stichwort »Schweiz« verzeichnet das Register des Bandes 260 Nennungen. Bichsel aber wird nicht ausgenommen, wenn es um den Vorwurf der unpolitischen Literatur geht. Kunst ist immer schon weiter als das Gebot, wie Kunst zu sein habe.

LITERATURBETRIEB: KEIN EINHEITLICHES MILIEU

Trotz allem: ich kann im Literaturbetrieb nicht ein einheitliches Milieu erkennen. Mir scheint, auch Rezensionen und Porträts gehören manchmal zum »Anderen«, wie es Jens Jessen für die Schriftsteller ausmacht. Es betrifft eine schöne Zahl von Kritiken, die man am Radio hören und – vor allem – in großen Print-Medien lesen kann. Da gewahrt man doch, Woche für Woche, Erstaunliches, Selbstverantwortetes, der eigenen Warte Abgerungenes – vor allem dann, wenn der Kritiker, die Kritikerin sich aufs einzelne Buch einlassen und daran nicht irgendeinen Trend illustrieren.

Solche Kritik als das Andere, Kritik, die sich einläßt und trotzdem urteilt: auch sie ist – möglicherweise – nur in einer gewissen Abschottung vom größeren Kulturbetrieb möglich, in jener zeitweiligen Einsamkeit, die auch für den Autor vonnöten ist. All die geforderten »Begegnungen«, all die Podien, Messen, Preise ermöglichen ein buntes Leben, können eine eigenständige erarbeitete Kritik aber nicht ersetzen.

Das bunte Leben? Die Schrift kommt der Sehnsucht danach nicht bis ins letzte entgegen. In den Augen von Kulturanimatoren hat sie es heute eher schwer. Ihre Aura scheint sie für manche eingebüßt zu haben. Organisationen und Stiftungen vermissen an der Literatur oft genug die Sichtbarkeit. Denn »visibility« ist ein »must« für die Organisation selber. Sie gehört zum Credo von Kulturmanagern, gerade auch wenn sie öffentliche Gelder verwalten. Zur Illustration der Hinweis auf einen gefährlichen Plan: Die schweizerische Kulturstiftung Pro Helvetia ist daran, die Werkbeiträge für einzelne Autorinnen und Autoren abzuschaffen und nur noch literarische Events zu finanzieren. Es waren bis anhin Fördergelder einiger Städte und Kantone, allen voran aber die der schweizerischen Kulturstiftung Pro Helvetia, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis heute ein blühendes literarisches Leben ermöglichten.